Grünberger  Wochenblatt.

22. Jahrgang. **№ 88.**

Redaction Dr. W. Levysohn.

Montag den 2. November 1846.

Aus Fluch wird nimmer Segen.

Erzählung von Carl Gutzkow.

Vor einigen zwanzig Jahren starb in einer reichen Handelsstadt ein Handwerker, der nicht zu den Millionären gehörte, wohl aber sehr vermögend genannt werden konnte. Er hinterließ eine einzige Tochter, die während seiner Lebenszeit wenig Freude bei ihm genoß. Er war ein mürrischer alter Herr gewesen. Griesgrämig gegen die Seinigen, menschensch u gegen Fremde. Redlich, ja mit übergroß r Gewissenhaftigkeit seinen Verbindlichkeiten nachlebend, entschädigte er sich zu Hause durch ein finsteres, oft hartes Wesen, das jedoch nicht aus seinem Gemüthe zu kommen schien, sondern eher eine geheime Ursache hatte, die Niemand enträthseln konnte. Manche fabelten allerlei über seine Jugend; nur so viel war gewiß, daß er sich von unten herauf gearbeitet hatte, sein Vermögen sich allmälig erst durch Fleiß erwarb und für geselligen, feineren Umgang ohne alle Erziehung und Vorbildung war.

Seine Tochter machte auf einem kleinen Familienball, den einige eben nicht sehr bemittelte Anverwandte ihres Vaters gaben, die Bekanntschaft eines jungen Kaufmannes, der, obgleich Deutscher, in der Fremde erzogen war und in ihrem Wohnorte ein Handlungs-Etablissement zu gründen suchte. Leider hatte ihn die Natur wohl mit geistigen Gaben, aber mit wenigen Glücksgütern ausgestattet. Die Begegnungen mit dem jungen Mädchen wiederholten sich und mochten nun seine einschmeichelnden, sehr feinen Manieren oder die gerühmten Glücksumstände ihres Vaters en Ausschlag geben, sie wurden unter sich einig und die glückliche Geliebte des jungen Mannes versprach, ihr beiderseitiges Anliegen dem Vater mitzutheilen. Die Aufgabe war bei dem mürrischen Charakter dieses Mannes nicht leicht. Daß ihr Geliebter kein Vermögen hatte, wußte sie wohl; es war ein Umstand, der nicht besonders für ihn sprechen würde; aber dafür, dachte sie, habe ja ich — und die Liebe wird das Uebrige thun.

Sie theilte sich ihrem Vater mit beklommenem Herzen mit. Wie glücklich war sie, als der strenge Mann freundlich zuhörte! Dann aber sagte er: „Hat er Vermögen?“

„Nein.“

„Das thut mir leid.“

„Warum, bin ich nicht die Tochter eines reichen Mannes?“

„Das bist Du nicht.“

„Wie? Bin ich nicht Eure Tochter?“

„Du bist meine Tochter,“ sagte der Vater und zum ersten Male seit vielen Jahren sah sie eine Thräne aus seinem Auge rollen. „Du bist meine Tochter. Ja, ich bin reich; aber Du bist arm. Frage nicht weiter. Nach meinem Tode wirst Du dies Räthsel verstehen. Ich kann Dir meine Einwilligung nicht geben.“

Eine sich selbst so widersprechende Erklärung mußte auf das arme Mädchen einen schmerzlichen Eindruck machen. Unter Thränen theilte sie ihrem Geliebten den unglücklichen Erfolg ihres Gesuchs beim Vater mit, der sich eben so wenig daraus vernehmen konnte. Traurige Zukunft für zwei liebende Herzen, denen die rauhe Hand des Geschicks mit grausamer Laune ihre schönsten Hoffnungen zu zerstören drohte!

Da trat ein Umstand ein, den man so schnell nicht erwarten konnte. Der reiche H. ist gestorben, wurde plötzlich die Neuigkeit des Tages. Welch ein außerordentliches Vermögen wird er hinterlassen haben! Man taxirte ihn vielleicht höher als man durfte, aber doch noch immer hoch genug, um das junge Mädchen, das er zurückließ, zu einer erfreulichen Parthie zu machen. Die beiden jungen Leute hatten treu an einander festgehalten und vor den Verwandten längst ihre Liebe zur Schau getragen. Man wünschte ihnen Glück, doch die junge Braut fühlte eine unbeschreibliche Angst. Der Vater hatte mit den fürchterlichsten Schmerzen geendet. Eine ungeheure Last schien auf seinem Innern zu liegen; er stöhnte und röchelte in seiner letzten Stunde und zeigte im Tode eine abschreckende Entstellung seiner Gesichtszüge. Zuletzt hatte er nichts mehr sprechen können, als zu seiner Tochter die Worte: Vergieb mir, vergieb mir! Diese Worte tönten ihr fortwährend im Ohr; und als er schon, nach seinem Wunsch, in der Stille ohne Gepränge begraben war, tönte es ihr noch immer: Vergieb mir, vergieb mir! Sie wußte ja nicht, die Arme, was sie ihm vergeben sollte!

Sie ahnte etwas. Sie dachte an seinen räthselhaften Ausspruch: „Ich bin reich, aber Du bist es nicht." Sie weinte an der Brust ihres Geliebten. Auch dieser war nicht glücklich. Ob er gleich sie mit aufrichtigem Herzen liebte, so drückte doch auf sein Inneres eine Last, deren er sich nie erleichtern wollte, so viel ihn auch seine Braut bestürmte, gegen sie aufrichtig zu sein. Er pflegte Alles mit den Worten auszusprechen: Mein Glück ist ganz einfach, ich bin arm.

Jetzt sind Sie so reich, hieß es allgemein. Man beglückwünschte das Paar und sah mit gespannter Erwartung dem Tage der Eröffnung des Testaments entgegen. Die Gerichte hatten sogleich im Interesse der hinterlassenen Waise, hieß es, von der Hinterlassenschaft des Verstorbenen Besitz ergriffen. Der Tag zur Eröffnung des Testaments rückte heran. Die beiden Liebenden harrten ihm mit der peinlichsten Ungeduld entgegen.

Die feierliche Handlung wurde vor Notar und Zeugen vorgenommen. Man entsiegelte das sehr starke Document und fand zu allgemeiner Bestürzung folgende Erklärung:

„Ich, Matthias Henning, erkläre hiermit vor Gott, daß von Allem, was ich hinterlasse, mir nur ein zwanzigster Theil, der Rest aber den Erben des in England verstorbenen Kaufmanns J. J. M. gehört, denen ich sein Eigenthum während meiner Lebenszeit verwaltet habe. Liebe Tochter, verzeihe mir! Vor Gott wirst Du es einst gewiß, wenn Du die volle Wahrheit hörst. Du bist nicht reicher, als 10,000 Thaler, die übrigen 180,000 Thaler haben nie mein gehört; doch mußte ich vor der Welt thun, als gehörten sie mir. Verzeihe mir und bete für die arme Seele Deines Vaters!"

Neben dieser Erklärung lag ein siebenfach versiegelter Brief mit der Aufschrift: An die Erben des in England verstorbenen Kaufmanns J. J. M."

Als dies merkwürdige Testament den 18. April 1823 geöffnet wurde, ereignete sich die sonderbarste Fügung des Schicksals. Nie ist wohl der Rathschluß der dunkeln Mächte, welche die Welt regieren, so den irdischen Wünschen entgegengekommen. Als das Brautpaar dies Testament hörte, fiel die Tochter vor Schmerz und Betroffenheit in Ohnmacht. Der junge Mann aber, seiner selbst kaum mächtig, auf Niemanden in der Umgebung achtend, stürzte fast besinnungslos zur Thür hinaus. Während noch die Gerichtspersonen und anwesenden Freunde mit dem unglücklichen Mädchen beschäftigt waren, kehrte ihr Geliebter mit glückstrunkenen Mienen, ein Portefeuille in der Hand haltend, zurück. Er öffnete es, schleuderte die Papiere auf den Tisch und sagte zum allgemeinen Erstaunen der Anwesenden: Ich bin der einzige Sohn und Erbe des Kaufmanns J. J. M.! Man denke sich diese Ueberraschung. Alles starrte, seine Geliebte wußte sich kaum von dem niederschmetternden Eindruck in diesen neuen Glückswechsel zu finden. Sie sprach ganz irre und sank erschöpft an die Brust des in allen seinen Adern fiebernden jungen Mannes. „Mein Vater, stammelte dieser, war einst in dieser Stadt wohl bekannt. Er hatte Unglück, verlor sein Vermögen und wanderte aus Schaam, um sich hier nicht mehr sehen zu lassen, nach England aus. In England lebten wir arm und schlugen uns kümmerlich durch. Vater und Mutter starben. Ich hatte nichts als meine Schulbildung und lernte die Handlung. Sehnsucht nach der deutschen Heimath führte mich unter einem angenommenen Familiennamen in meine Vaterstadt zurück und der Gnade des Himmels verdank' ich es, daß ich gerade die Tochter meines Wohlthäters —"

Hier stockte er. Wie kam gerade er dazu, von seinem verstorbenen Schwiegervater so bedacht zu werden? Welchen räthselhaften Inhalt mochte wohl der Brief bergen? Mit jugendlicher Ungeduld wollte ihn der reiche Erbe eröffnen, aber die

Gerichte erklärten, so schnell könne er nicht in den Besitz des wichtigen Dokuments kommen. Erst müßten seine eigenen Ansprüche geprüft werden.

Dies geschah, und die Aussagen des jungen Kaufmanns wurden für vollkommen richtig befunden. Er trat die bedeutende Erbschaft an und heirathete bald darauf seine Geliebte.

Woher kam es nun wohl, daß das junge Paar bei aller Erfüllung seiner Wünsche doch nicht glücklich war? Ein tiefes Leiden schien an Beiden zu zehren. Sie hatten keine Kinder. Doch dies war nicht ihr Kummer. Eher schienen sie zufrieden zu sein, daß sie keine hatten. Sie trugen sich Beide in wechselseitiger Schonung, schienen äußerlich in gutem Frieden zu leben und hielten treu an einander; aber die junge Frau kränkelte, sie siechte so einige Jahre fort und starb endlich in der Blüthe ihrer Jahre, wie es schien, an einem unheilbaren Grame. Er folgte bald darauf und hinterließ das ganze, ziemlich zusammengeschmolzene Vermögen milden Stiftungen für Arme und Leidende. Was an dem unglücklichen Paare so tief genagt hatte, ergab sich aus dem Inhalt des Schreibens an die Erben des in England verstorbenen Kaufmannes J. J. M. — Dieses hatte so gelautet:

„Der Herr, mein Gott und Heiland, läutere meinen Sinn, daß ich rede die Wahrheit lauter und rein, wie ich sie einst gestehen muß vor Gottes Thron, in Ewigkeit, Amen!

Ich bin von armen, braven Eltern geboren und erhielt eine christliche Erziehung. Große Körperschwäche hinderte mich aber, ein Handwerk zu erlernen, das mich nähren konnte, und so wurde ich in eine Fabrik gegeben, wo ich schon als Knabe meinen Unterhalt mir selbst verdiente und auch meinen Eltern davon abgeben konnte. Meine Eltern starben und die Fabrik ging ein. Sie warf dem Kaufmanne, dem sie gehörte, keinen Gewinn ab und wurde geschlossen. Ich gefiel aber dem Besitzer, er hatte mein stilles und fleißiges Wesen beobachtet und nahm mich in sein Haus, um mich als Comtoirdiener zu gebrauchen. Ich ließ mich gut an und wuchs herauf. Da wollte es der böse Feind, daß ich in schlechte Gesellschaft gerieth. Die Knechte und Bediente der vornehmen Kaufmannshäuser kamen oft zusammen und unterhielten sich mit allerhand Finten und schlechten Streichen gegen ihre Herrschaften, mit denen sie noch ordentlich prahlten. Aus Eitelkeit wollte ich hinter ihren Ausgaben, die sie machten, nicht zurückbleiben; liederliche Weiber fingen an, mich in ihre Netze zu ziehen, und so betrat ich den Weg der Sünde. Ich schwor meine Ehrlichkeit ab und beging an meiner Herrschaft kleine Diebstähle. Da sie nicht entdeckt wurden, wagte ich mich an größere. Da diese wohl herauskamen, aber kein Verdacht auf mich fiel, so wurde ich aus einem zaghaften ein unternehmender Dieb und beschloß, mich ein für allemal in den Besitz einer Summe zu setzen, die groß genug war, um mir lange ein flottes Leben zu sichern. Ach, was that ich! Ich wußte, daß mein Herr eine große Summe von 3000 Thalern erhalten und beschloß, mich dieser Summe zu bemächtigen.

Um jeden Verdacht von mir abzuwälzen, zerschlug ich die Scheiben eines Fensters und schlug von der Mauer darunter Kalk ab, damit man auf diese Art den Weg des vermeintlichen Diebes auswärts suchen sollte. Meine List gelang. Ich entwendete aus einem Schranke, zu dem ich einen Nachschlüssel hatte, die obige Summe und der Verdacht fiel auf einen Dieb, der eingebrochen hätte. Eine so große Summe zu besitzen, machte mich ganz schwindelig. Ich gab meine schlechte Lebensart auf und brütete immer über dem Gelde, das ich vergraben hatte. Da verlockte mich der Teufel, den Versuch noch einmal zu wagen. Es war um 10 Uhr Abends, als ich mich auf den Zehen durch einen Gang unseres weitläuftigen Hauses schlich und einen Anschlag auf die Kasse unsers ersten Buchhalters ausführen wollte. Da komme ich an dem Zimmer einer armen Frau vorbei, die erst kürzlich in unser Haus eingezogen war. Die Frau war noch jung, sie war Wittwe und hatte drei kleine Kinder. Wie ich so auf meinem bösen Wege bin, höre ich die Frau mit ihren drei Kindern ein frommes Lied singen. Erst wollte ich in meiner Herzensbosheit darüber lachen, aber die Frau weinte nach jedem Verse so bitterlich, daß ich zu zittern anfing und an meine Kindheit dachte. Ach, du mein Heiland, da kamst du in meine Nähe und riefst mir zu: Mathias, Mathias, Gott sieht und weiß alle Dinge! Und die Frau sang den Choral mit ihren drei Kindern so bitterlich und fromm, daß mir das Herz zersprang und ich in der Stunde meinem Erlöser gelobte, umzukehren von meinem Sündenweg und Buße zu thun. Erst wollte ich mich den Gerichten angeben, dann meinem so schmählich betrogenen und bestohlenen Herrn. Aber dazu fehlte mir der Muth, ich fürchtete mich vor der Schande und jammerte zu Gott, ich wollte mich von Grund aus bessern, aber nur ihn und meinen Heiland zum Richter haben. Ach, ich war recht elend und wurde krank und sprach allerhand von ihm im

Traum, aber doch nichts, was mich verrathen hätte. Da ich nicht weit von der armen Wittwe meine Kammer hatte, so erkundigte sie sich oft nach meinem Befinden, und als ich wieder auf gesunden Füßen stand, machte ich ihr den Vorschlag und heirathete sie. Ach, sie hat kein fröhliches Leben bei mir gehabt. Das gestohlene Gut gedieh zwar und ich wurde davon durch Fleiß und Verdammniß ein reicher Mann, aber meine Ruhe war hin. Gekränkt habe ich sie nie wissentlich, aber es war in mir etwas, was keinem Menschen Freude machen konnte. Und so war's. Sie war ihres Lebens nicht froh. Doch ja, sie gebar mir noch drei Kinder. Aber erst starben ihre drei, die sie hatte, und dann erst unser Heinrich und dann Claus und als ich das Sterben sah und recht merkte, wie Gott mich strafte, da fiel's auf mich und ich wußte wohl, das letzte, es war ein Mädchen, würde leben bleiben, wenn ich gelobte, all' mein ungerechtes Hab und Gut Dem zurückzustellen, dem ich es geraubt. Denn ach, der gute Mann, bei dem ich gedient und gesündigt hatte, wurde arm, so arm, daß er auf und davon ging und in England einen andern Namen annahm, weil er nicht wollte, daß es hieß: der war was und ist nun nichts. Und als ich mir gelobt hatte, all' mein ungerechtes Gut dereinst zu lassen, dem ich's genommen hatte, da wurde mein Mädchen gesund und wuchs heran und meine Frau wurde recht vergnügt und hatte noch gute Stunden, bis sie starb. Erst hatte ich selbst mehr Munterkeit, aber als ich reicher wurde und immer reicher, da war ich doch betrübt, daß ich Gott gelobt hatte, meine Tochter arm zu hinterlassen, und der Teufel plagte mich oft, Gott zu betrügen: aber siehe, immer wurde mein Mädchen krank, wenn ich so was im Sinne hatte, und endlich war's mein Entschluß, nun nicht mehr zu wanken, und ich hab's meinem Kinde gesagt, daß sie arm war, ist und bleibt. So bin ich gestorben und habe keine Freude gehabt und bin wohl ärger gestraft, als hätte ich im Spinnhause gesessen und wäre dort schlechter geworden, als zuvor. Nehmen Sie denn nun hin, verehrungswürdige Erben, was das Ihre ist: Zins auf Zins geschlagen. Für mich war's ungerechtes Gut, aber für Sie klebt nur fremde Sünde daran, Ihnen wird es gedeihen. Und den Anfang dieser Beichte hat mir ein Rechtsgelehrter geschrieben, aber von da an, wo ich meine Sünden bekenne, habe ich es selber geschrieben. Gott, du bist groß und kein Heil außer dir! Mathias Henning, Fabrikant, wie auch Stadtverordneter und Bezirksvorsteher."

Hennings Schwiegersohn hatte diesen Inhalt nicht geahnt, als er den Brief erbrach. Seine Frau hatte ihn, da er zu ängstlich war, vorgelesen. Als sie an die verhängnißvolle Stelle, wo Mathias' Hand selber den Brief fortgesetzt hatte, gekommen war, riß er ihr das Bekenntniß weg. Aber was er ihr nicht sagte, das ahnte sie. Sie fühlte sich, als sie später doch den Brief in seinem ganzen Inhalte kannte, zu sehr ein Kind der Sünde, konnte ihrem Gatten, so sehr sie sich liebten, nicht mehr frei in's Auge blicken, und als sie starb, verstand man wohl die ersterbenden Worte auf ihren Lippen: Aus Fluch wird nimmer Segen.

Mannigfaltiges.

* In Graudenz erschien vor Kurzem ein nacktes Frauenzimmer mit einem nackten einjährigen Kinde. Sie gab an, durch Krankheit so heruntergekommen zu sein. Das Mitleid der Einwohner des Ortes wurde dadurch erregt, die Fremde bekleidet und späterhin nach einer nahen Stadt gefahren. Hier aber entfloh dieselbe und ließ zur Erinnerung ihr einjähriges Kind ihrer Wohlthäterin zurück.

* Aus der Kapelle des Greenwichhospitals zu London ist eine wunderliche Bekanntmachung zu lesen. Sie beschwert sich darüber, daß ein Theil der Veteranen während des Gottesdienstes zu schlafen pflege, und die Bootsmänner werden deßhalb angewiesen, dieselben, die Höchstbejahrten jedoch ausgenommen, zu wecken und namentlich während der Verlesung des Glaubens munter zu erhalten, sowie dem Kapitän vom Dienste darüber Anzeige zu machen.

* In Paris baut man einen riesenhaften Wintergarten, und er ist beinahe vollendet. Das große Gewächshaus allein, das ganz aus Eisen und Glas gebaut ist, bedeckt einen Raum von 5000 Klaftern, und zweitausend Personen können hier in aller Bequemlichkeit unter hunderttausend Gewächsen promeniren, welche das Merkwürdigste und Schönste bieten, was das Pflanzenreich besitzt.

Druck und Verlag von W. Levysohn.